

Die Farbe einer Haut

Kunsthertigkeiten und der Goodie Mob: der Oscar-Gewinner »Moonlight«. Von Peer Schmitt



Die Kamera wird gleich untertauchen (Alex Hibbert und Mahershala Ali)

»Gott, mein Gott, welche Not erfuh ich da und welchen Spott! Da mir in den Knabenjahren als Richtschnur für das Leben empfohlen wurde, denen zu gehorchen, die mich ermahnten, dass ich zur Zeit vorwärtskäme ...«
Augustinus, »Bekenntnisse«

Wie man aufwächst, wenn man »schwarz« ist, bettelarm, ziemlich allein gelassen und zu allem Überfluss noch schwul (in einem sozialen Umfeld, das Homosexualität nicht eben große Toleranz entgegenbringt), darum geht es in »Moonlight«, dem zweiten Spielfilm von Barry Jenkins nach »Medicine for Melancholy« (2008). Ende Februar war der Afroamerikaner für den Regie-Oscar nominiert, als vierter Schwarzer bei der 89. Verleihung. Er bekam den Preis nicht. Bekanntlich aber gewann nach einer kurzen Verwechslungskomödie »Moonlight« den Oscar als bester Film des Jahres 2016. Dazu kamen die Auszeichnungen für den besten männlichen Nebendarsteller (Mahershala Ali) und das beste adaptierte Drehbuch. Jenkins hat es zusammen mit Tarell Alvin McCraney verfasst, dem Autor des Theaterstücks »In Moonlight Black Boys Look Blue«, auf dem der Film beruht.

Den Titel der Vorlage hat Jenkins übrigens wörtlich genommen. Die letzte Einstellung zeigt genau dieses bläuliche Schimmern auf der Haut seines Helden am nächtlichen Strand vor einem ebenfalls sehr blauen Meer. Die Kamera fährt langsam an den Rücken des Jungen heran, bis dieser sich umdreht und fragend in die Kamera zurückblickt, während der Sound der heranschwappenden Wellen verebbt.

Um diesen schimmernden Effekt zu erzielen, heißt es, sei die Haut der Protagonisten mit Öl eingerieben worden. Eine bestimmte Erscheinung ist immer Produkt von Kalkül und Arbeit. Die Farbe einer Haut in einem Film ist alles andere als eine natürliche Angelegenheit. Sie ist, absichtlich oder unabsichtlich, ein Effekt, mithin etwas Bedeutungstragendes.

Lange vor der Oscar-Verleihung war »Moonlight« der Konsens, auf den sich die US-amerikanischen Kritiker für das Jahr 2016 einigen konnten. Man schien förmlich auf diesen im Grunde eher zurückhaltenden, mehr auf seine Kunstfertigkeit als auf die ganz großen Effekte bedachten Film gewartet zu haben, um Versäumtes nachzuholen. Es ist auch der Oscar-Gewinner der Kategorie bester Film mit dem kleinsten Budget seit »Rokky« (in den 1970ern waren anderthalb Millionen US-Dollar allerdings noch wesentlich mehr wert; auch in dieser Hinsicht ist »Moonlight« sprichwörtlicher Außenseiter, zweifelsfrei »low budget«).

Die Frage, »wie man aufwächst«, ist natürlich auch ein literarischer Topos von Augustinus und Rousseau bis Michel Leiris (»Mannesalter«) und Hubert Fichte (nur um mal wieder ein paar alte Favoriten auszugraben). Auch in Filmen geht es nicht eben selten darum, von Truffauts »Sie küsten und sie schlugen ihn« (1959) bis Richard Linklaters »Boyhood« (2014).

»Moonlight« behandelt nun das Aufwachsen in Liberty City, einem größtenteils »schwarzen« Stadtviertel im Norden Miamis. Der Film wurde in weiten Teilen vor Ort gedreht, Jenkins wuchs selbst dort auf. Die große Gefahr des authentischen Sozialdramas, der Naturalismus der falschen Identifikationen, wird von dem Film umschiffert. Sogar ausgesprochen bemüht umschiffert. Jeder verfremdende Kunstgriff ist ihm recht, um nicht naturalistisch zu erscheinen: betont artifizielle Farbeffekte, betonte Episodenhaftigkeit, »überraschende« Traumsequenzen, absichtlich unscharfe Nahaufnahmen, abrupte Schnitte, manieristische Kamerabewegungen. So wird dem Protagonisten als Kind von seinem Ersatzvater, einem örtlichen Drogendealer – Juan (Oscar-Gewinner Mahershala Ali) –, das Schwimmen beigebracht. Natürlich befindet sich die Kamera nirgendwo sonst als knapp unter der Wasseroberfläche. Das ist mittlerweile so etwas wie ein Signal von »Kunst-

fertigkeit« (bei Terrence Malick oder auch in »La La Land« gibt es vergleichbare Sequenzen).

Der Film ist in drei Kapitel gegliedert, die in einem Zeitraum von etwa 15 Jahren spielen (um 1980 bis Mitte der 90er). Drei Kapitel. Drei Stationen auf dem Lebensweg der Hauptfigur Chiron als kleiner Junge »Little« (Alex Hibbert), als Pubertierender (Ashton Sanders) in einer sehr feindseligen Schulwelt, schließlich als Erwachsener (Trevante Rhodes), der nach Atlanta gezogen ist und dort offensichtlich die Gangsterlaufbahn eingeschlagen hat. In seinem Jeep hört er »Cell Therapy« von Goodie Mob, ein HipHop-Stück, das zum einen Zeit und Ort – Atlanta, 1995 – direkt repräsentiert, zum anderen ein Musterbeispiel vertonter Paranoia von der »Neuen Weltordnung« bis zum konkreten Straßendrogenhandel darstellt. Außerdem ist es natürlich a) unverkennbar, b) auf hypnotische Weise wunderschön.

Während er dem Goodie Mob zuhört und misstrauisch die Straße beobachtet, greift Chiron vorsorglich zur Knarre. Anders gesagt, er scheint dem Rollenklischee des virilen »schwarzen« Gangsters mit allen seinen Insignien – Goldkette, Knarre, Auto, HipHop – doch noch formvollendet gerecht geworden zu sein, obwohl man ihn schon als kleinen Jungen eine »Schwuchtel« geschimpft hat.

Im ersten Kapitel ist er in einem leerstehenden Haus (Drogenumschlagplatz) vom Dealer Juan aufgelesen worden, der ihn zusammen mit

seiner Freundin (die großartige Janelle Monáe in ihrer ersten Filmrolle) unter die Fittiche nimmt. Die beiden erklären dem verunsicherten Jungen überhaupt erst mal, was das ist, eine »Schwuchtel«: »A word to make gay people feel bad«. Und sie machen ihm klar, dass er sowieso noch gar nicht wissen kann, was er sei. Sie sind seine Ersatzeltern. Seine Mutter (Naomie Harris) ist alleinerziehend und eine ziemlich hilflose Drogenabhängige.

Im zweiten Kapitel macht Chiron seine erste (und einzige) sexuelle Erfahrung mit einem Schulkameraden, der bereits als Kind sein bester Freund war (»Ich wusste, du bist kein Weichei«). Die Drangsalierungen auf der Schule eskalieren schließlich in einem gewaltigen Acting-out.

Im dritten Kapitel ist aus Chiron dann der harte Gangster in Atlanta geworden. Eines Abends fährt er nach Florida zurück und besucht den alten Schulkameraden, der inzwischen als Koch in einem Restaurant arbeitet. Es kommt zu einer Annäherung, die, allein schon aufgrund ihrer sozialen Unwahrscheinlichkeit, mit großer Vorsicht und Offenheit inszeniert ist. Um die unwahrscheinliche Begegnung geht es. Sie ist es, die die Rollenzuweisungen ostentativer »schwarzer« »Männlichkeit« (ein abendfüllendes soziologisches Thema), die den gesamten Film über latent diskutiert wurde, nachhaltig untergräbt.

■ »Moonlight«, Regie: Barry Jenkins, USA 2016, 111 min, bereits angelaufen

Kindsmord und Hasserzeugung

Von Wiglaf Droste

Mord ist – von Tyrannenmord abgesehen – furchtbar und wird nicht erst seit den Zehn Geboten in und von jeder nach Zivilisation strebenden Gesellschaft geächtet. Kindsmord, massenhaft organisiert von Herodes bis zur Blutherrschaft der Nazis oder als Einzelfall, wird als besonders grausam und verwerflich angesehen und bringt das Blut der Angehörigen in Wallung wie das des öffentlichen Publikums. Kindsmord lässt Menschen nicht kalt, und auch zivilisierte, vernünftige, nicht zu Volkszorn, kollektiver Raserei und Selbstjustiz tendierende Menschen werden hier, wie sie selbst sagen, »zum Tier«.

Emotional ist das uneingeschränkt nachvollziehbar; wer sich an Kindern vergreift und ihnen Gewalt antut, muss damit rechnen, spontan und intuitiv alttestamentarisch unerbittlich hart gestraft zu werden von Erwachsenen, die das Eintreffen von Vertretern der Polizei und der Justiz nicht abwarten. Der Mord an einem Kind ist die vielleicht härteste Prüfung für den Grad der Zivilisiertheit des einzelnen und der Gesellschaft; nichts verlangt Menschen mehr Maß an Zurückhaltung, Vernunft und das Hintanstellen der eigenen persönlichsten Gefühle ab zugunsten einer übergeordneten Idee davon, wie man gesellschaftlich leben will und wie nicht.



Anders verhält es sich mit organisierter Menschenjagd und Aufstachelung zur Lynchjustiz; wenn organisierte Kriminelle, die mit Menschenhandel, bösartiger körperlicher Gewalt und dem Begehen anderer schwerer Verbrechen zu ihrem eigenen Vorteil keine Mühe und kein Problem haben, sich als Kinderschützer aufspielen wie eine Bandido-Brutalbande in Herne oder Neofaschisten in Leipzig, muss eine Gesellschaft, die auf Resten von Humanismus beharrt, das sofort und strikt unterbinden. Drecksäcke, die neben ihre »Böhse Onkel«-Runenschrift-Heckscheibenaufkleber Aufforderungen zu Mord, Totschlag und Kastration plazieren, gehören wegen Aufforderungen zu Straftaten selbst angezeigt und im Beweisfall verurteilt.

Wem zu tiefsttraurigen Ereignissen und Geschehnissen nichts einfällt, als Hass und Niedertracht anzufachen und zu schüren, will nichts als immer neue Opfer, die er instrumentalisieren kann; kein Mensch hilft ihm und kein Gott, da ist nur er selbst, das Nichts.

ichproduct ■ Gedicht zeigen. Von Su Tiqqun

ins erwachen geschlüpft
gesichtspantoffel übergestreift
mundhaube in stellung gebracht
gramsträhnen gezupft / nachtfetzen
sortiert / tränen gefädelt / ichprothese
ins hirn geschraubt / mit dem wackeren
nie gefrühstückt / geschäfte geschmiert
ausgerutscht / in die lohtüte gekotzt
kein herzblinzeln gespürt